

# Liebe und Individualität. Überlegungen zum Phänomen der Unersetzbarkeit

Falk Hamann

Only you and you alone can thrill me like you do  
And fill my heart with love for only you.

Buck Ram

## 1 Attraktivität und Unersetzbarkeit

Die Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Unersetzbarkeit geliebter Personen ist ein zentraler Bestandteil der Philosophie der Liebe. Aber an ihm geraten zugleich grundlegende Intuitionen darüber, was es heißt zu lieben, in Widerstreit. Einerseits scheint Liebe als Emotion für Gründe zugänglich zu sein und damit ein kognitives Element zu enthalten. In vielen Fällen können wir unterscheiden, was liebenswerte und was abstoßende Züge einer Person sind: Wir lieben beispielsweise Sokrates wegen seiner Weisheit und Bescheidenheit, hassen aber die Grausamkeit eines Nero. Andererseits sind wir der Auffassung, dass es die andere Person als solche sei, die wir lieben, nicht einfach nur ihre nützlichen, angenehmen oder sonstigen Eigenschaften. Wer etwa nur den Anblick der Schönheit des anderen genießen will, dessen Liebe scheint oberflächlich zu bleiben. Liebe im Vollsinn, so glauben wir, zielt auf den anderen um seiner selbst willen – auf die andere Person als solche.

Jede dieser Intuitionen führt schnell zu einem eigenen Verständnis davon, was Liebe ist. Einige Autoren, wie in jüngerer Zeit Martha Nussbaum, fokussieren auf die kognitive Dimension der Liebe. Diese habe ein intentionales Objekt, welches der Liebende in einer bestimmten Weise auffassen müsse, damit es geliebt werden könne. Diese kognitive Dimension, so Nussbaum, mache es möglich, Liebe von anderen Emotionen zu unterscheiden. So sei das spezifische Objekt der Liebe das Liebenswerte, das der Furcht dagegen das Bedrohliche usw.<sup>1</sup> Wenn Liebe sich in diesem Sinne auf etwas Liebenswertes richtet, gibt es Gründe der Liebe. Autoren wie Harry Frankfurt le-

---

<sup>1</sup> Vgl. Nussbaum 2001, S. 27 f.

gen dagegen der numerischen Identität der geliebten Person eine größere Bedeutung bei als ihren Eigenschaften. Den Fokus der Liebe bilden ihm zufolge nicht „allgemeine und damit wiederholbare Merkmale“ (*general and hence repeatable characteristics*), sondern die „konkrete Einzelheit“ (*specific particularity*) des Geliebten.<sup>2</sup> Wie auch immer Liebe dann im Detail erklärt wird, sie baut nicht auf einer Vorstellung von Liebenswürdigkeit auf.

Das Phänomen der Unersetzbarkeit scheint nun für die zweite Position und gegen die erste zu sprechen. Beruft man sich in der Liebe auf liebenswerte Züge einer Person, lässt dies die Liebe oberflächlich erscheinen. Ihr Gegenstand wäre dann der andere nicht als individuelle Person, sondern als bloßer Träger gewisser Eigenschaften. Für den Liebenden wäre somit der Geliebte prinzipiell ersetzbar – etwa durch Personen, die dieselben oder vielleicht sogar bessere Eigenschaften haben. Jedoch lässt sich der Gedanke, dass Liebe gewissermaßen eine Antwort auf die Attraktivität einer Person – ihre liebenswerten Eigenschaften – darstellt, nicht einfach aufgeben. Wenn wir darauf insistieren, dass wir Personen nicht wegen ihrer Eigenschaften, sondern allein in ihrer Individualität und Einzelheit lieben, droht die Liebe voll und ganz unverständlich zu werden. Es wäre nicht mehr nachzuvollziehen, warum wir eine Person lieben, da ihre Individualität für sich genommen nichts ist, was uns eine Erklärung liefert. Es liegt daher nahe zu versuchen, beiden Seiten ihr relatives Recht zuzugestehen – ohne dass aber schon klar wäre, wie genau sie zusammengehen können.

Die Unersetzbarkeit geliebter Personen bildet einen guten Ansatzpunkt, um die Spannung zwischen der Attraktivität liebenswerter Eigenschaften einerseits und der Ausrichtung der Liebe auf den anderen als konkrete Person andererseits zu untersuchen. Im Folgenden werde ich dafür argumentieren, dass die Unersetzbarkeit geliebter Personen damit vereinbar ist, Liebe als Antwort auf liebenswerte Eigenschaften zu begreifen. Zunächst ist dazu das Phänomen der Unersetzbarkeit genauer zu fassen, wobei deutlich werden wird, dass es phänomenal auf die Individualität von Personen verweist (2). In einem zweiten Schritt werde ich erläutern, worin diese Individualität besteht (3), um anschließend zu bestimmen, wie sie in die Liebe eingeht (4). Unersetzbarkeit lässt sich schließlich als Manifestation der Individualität von Personen in der Liebe beschrieben (5). Die Ergebnisse der Überlegungen werden abschließend zusammengefasst (6).

---

<sup>2</sup> Frankfurt 1999, S. 170.

## 2 Vorüberlegungen zum Phänomen der Unersetzbarkeit

Das Phänomen der Unersetzbarkeit wird in der Literatur fast ausschließlich für den Bereich zwischenmenschlicher Liebe thematisiert. Ein Grund hierfür ist sicherlich, dass der Begriff der Liebe selbst vorrangig im Kontext sozialer Beziehungen diskutiert wird. Es lohnt sich aber, zunächst Formen der Liebe zu betrachten, in denen sie sich nicht auf andere Personen, sondern auf unbelebte Dinge richtet. Auch hier gibt es das Phänomen der Unersetzbarkeit. Freilich sind geliebte Dinge für den Liebenden nicht in demselben Sinne unersetzbar wie eine geliebte Person. Zwischen beiden Formen der Unersetzbarkeit besteht aber eine Verwandtschaft, anhand der wir ein unbefangenes Verständnis des Phänomens entwickeln können. Was also ist es, das einen geliebten Gegenstand für uns unersetzbar macht?

Aristoteles zufolge gibt es einen grundlegenden Unterschied zwischen der Liebe in Bezug auf unbelebte Dinge und der Liebe zwischen Personen. Während letztere darin bestehe, dem Gegenüber um seiner selbst willen Gutes zu wünschen und zu tun, liebten wir Gegenstände eher in der Weise, dass wir selbst sie benutzen oder genießen wollten. Es sei, schreibt Aristoteles, „lächerlich, für den Wein Gutes zu wollen, man will ihn höchstens erhalten, damit man ihn selbst genießen kann“.<sup>3</sup> Es sind also die nützlichen oder angenehmen Eigenschaften von Dingen, die uns dazu bringen, sie zu lieben. Der Weinliebhaber liebt einen guten Wein primär wegen seines Geschmacks, der passionierte Handwerker sein Werkzeug aufgrund seiner Dienlichkeit und der damit verbundenen Arbeitserleichterung. Was aber ausschließlich auf diese Weise geliebt wird, ist immer durch etwas ersetzbar, das dieselben oder sogar bessere Eigenschaften hat. So macht es für den Weinliebhaber keinen Unterschied, ob er diese oder jene Flasche eines Jahrgangs genießt, und er wird zudem immer einen besseren Wein dem schlechteren vorziehen; ähnliches gilt im Fall des Handwerkers.

Aber auch unbelebte Dinge können auf eine Weise geliebt werden, die sie für den Liebenden unersetzbar erscheinen lässt. Betrachten wir hierfür zwei Beispiele. Man denke zunächst an Erbstücke wie eine Uhr, die dem eigenen Vater gehört hat. Wird die Uhr gerade wegen dieser besonderen Bedeutung geliebt, geht die Liebe über die rein ästhetischen und praktischen Qualitäten des Gegenstands hinaus. Oft spielen diese für die Liebe gar keine Rolle, z. B.

<sup>3</sup> NE VIII.2, 1155b29–31.

wenn die Uhr defekt ist oder der Erbe trotz ihrer Funktionstüchtigkeit keine Verwendung für sie hat. Es ist hier primär der Erinnerungswert – der Umstand, dass es die Uhr des eigenen Vaters war –, der sie in ihrer numerischen Identität zum Gegenstand einer Liebe macht, in der sie für den Liebenden unersetzbar erscheint. Für diese Form der Unersetzbarkeit ist somit ein Verweis auf eine geliebte Person konstitutiv: Es ist *diese* Uhr, nicht einfach nur eine so und so beschaffene, die im Besitz des Vaters war. Teil ihrer numerischen Identität ist aus Sicht des Liebenden also der Verweis auf den Vater als geliebte und unersetzbare Person. Ohne diese Unersetzbarkeit des Vaters würde letztlich auch die Uhr nicht unersetzbar erscheinen.

Ein Gegenstand muss aber nicht auf eine andere Person verweisen, um als unersetzbar zu gelten. Etwas Ähnliches beobachten wir nämlich auch bei Dingen, die eine besondere Rolle in unserem eigenen Leben gespielt haben oder einfach schon sehr lange in unserem Besitz sind. Ein Kleidungsstück z. B. kann nicht nur geliebt werden, weil es schön geschnitten, bequem oder besonders praktisch ist. Zuweilen verleiht der Umstand, dass sein Besitzer es zu einem für ihn wichtigen Ereignis getragen hat oder es schon lange in seinem Besitz ist, der Kleidung eine besondere Bedeutung. Taufgewänder z. B. können aufgrund ihres Erinnerungswertes geliebt werden, selbst wenn sie für ihren Besitzer keinen praktischen Wert mehr haben. Auch hier wird der betreffende Gegenstand in seiner numerischen Identität geliebt und erscheint dem Liebenden dadurch als unersetzbar: Es ist *dieses* Kleidungsstück, nicht einfach nur ein so oder so beschaffenes, das in der Erinnerung mit dem eigenen Leben verbunden ist und so eine besondere Bedeutung gewinnt. Die Unersetzbarkeit des Gegenstands hängt in diesem Fall von der Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit des betreffenden Ereignisses ab.

Die Unersetzbarkeit in diesen Beispielen unterscheidet sich freilich von der Weise, wie eine geliebte Person als unersetzbar erscheint. Kleidung und Uhr sind nicht als solche unersetzbar, sondern nur insofern sie auf etwas anderes verweisen – wichtige Ereignisse des eigenen Lebens oder eine andere, geliebte Person. Ihre Unersetzbarkeit ist somit wesentlich vermittelt. Das unterscheidet diese Fälle von der Unersetzbarkeit geliebter Personen, stellt zugleich aber auch einen Zusammenhang zwischen beiden Phänomenen her: Erscheint ein geliebter Gegenstand als unersetzbar, liegt das daran, dass er gerade in seiner numerischen Identität an Bedeutung gewinnt, und zwar indem er aus Sicht des Liebenden auf eine bestimmte Person bzw. ihr Leben verweist. Es ist diese Person, in der die Unersetzbarkeit des gelieb-

ten Gegenstands gründet. Es liegt deshalb die Vermutung nahe, dass auch die Unersetzbarkeit geliebter Personen ohne Bezug auf deren numerische Identität – in diesem Fall: ohne die Idee personaler Individualität – unverstänlich bleiben muss.

Wir können dem Phänomen der Unersetzbarkeit von Gegenständen zugleich einen ersten Hinweis darauf entnehmen, wie die Individualität von Personen zu verstehen ist. In beiden Beispielen hat die Unersetzbarkeit von Gegenständen eine *geschichtliche Dimension*. So verweist die Kleidung auf Ereignisse oder Episoden des eigenen Lebens, die in ihr erinnert werden. Ebenso verweist das Erbstück nicht auf die verstorbene Person in einer bloß abstrakten Weise, sondern vielmehr auf bestimmte Episoden ihres Lebens. Es ist jene Uhr, die der Vater immer getragen, die man vielleicht schon als Kind an ihm gesehen hat usw. Würde es sich um einen Gegenstand handeln, der zwar im Besitz des verstorbenen Vaters war, der aber in der eigenen Erinnerung an ihn keine Rolle spielt, könnte dieser schwerlich dieselbe Bedeutung für den Liebenden haben. Unersetzbare Gegenstände verweisen also genauer betrachtet auf Episoden des eigenen Lebens oder des Lebens einer anderen, geliebten Person.

Das Phänomen der Unersetzbarkeit geliebter Gegenstände deutet so zum einen auf die Individualität von Personen, zum anderen auf ihre Geschichtlichkeit. Das ist kein Zufall, da beide Momente zusammengehören. Das soll eine Untersuchung des Begriffs personaler Individualität zeigen. Der folgende Abschnitt geht deshalb der Frage nach, worin genau die Individualität von Personen besteht.

### **3 Formen der Individualität**

Die Unersetzbarkeit geliebter Personen wird, wie anfangs angedeutet, oft als ein Phänomen angeführt, das der Idee zuwiderläuft, dass wir andere Personen aufgrund bestimmter Eigenschaften lieben: Wird der Fokus der Liebe auf die liebenswerten Eigenschaften einer Person gelegt, so der Einwand, scheint sie für den Liebenden durch jemand anderen ersetzt werden zu können, solange dieser dieselben (oder sogar bessere) Eigenschaften hat. Da das unseren Intuitionen widerspricht, muss sich die Liebe nicht auf allgemeine Eigenschaften, sondern auf die geliebte Person als solche richten, d. h. auf die Person in ihrer Einzelheit oder Individualität. Dabei ist aber keineswegs

schon klar, was genau Individualität ist und auf welche Weise sie in der Liebe mit dem Phänomen der Unersetzbarkeit zusammenhängt.

Individualität ist zunächst mehr als bloße Singularität oder numerische Identität, die jedem Seienden in der Welt schon durch seine konkrete Materie zukommt. Durch diese nimmt ein Seiendes eine bestimmte Stelle im Raum ein und ist dadurch von jedem anderen Seienden unterschieden. „Das Einzelne, insofern es Einzelnes ist,“ heißt es bei Thomas von Aquin, „ist von allem anderen verschieden“.<sup>4</sup> Singularität in diesem Sinne kommt dem Stein auf dem Feld ebenso zu wie einem Baum, einem Hammer oder einem Menschen. Individualität hingegen geht weit über die bloße numerische Identität eines Einzeldings hinaus.

Auch jenseits des Menschen findet sich im Bereich des Lebendigen eine Form von Individualität, zu der es keine Entsprechung in der unbelebten Natur gibt. Jedes Lebewesen ist nicht nur ein Einzelding, dessen Materie es von allem anderen Seienden numerisch unterscheidet. Es besitzt zugleich eine spezifische Individualität, die sich auf der Ebene seiner Lebensäußerungen zeigt, d. h. in seinen Tätigkeiten. Die aristotelisch-thomistische Philosophie kennt den Slogan *vivere viventibus est esse* – „zu leben heißt für ein Lebewesen zu sein“.<sup>5</sup> Die Seinsweise von Lebewesen ist nicht ein materielles Vorhandensein, zu dem lediglich gewisse vitale Eigenschaften gehören; sie ist vielmehr wesentlich durch einen Selbstbezug geprägt. Das gilt schon für Pflanzen und ihre spezifischen Lebensvollzüge wie Ernährung oder Wachstum, in denen sich die einzelne Pflanze erhält und entwickelt. Dieser Selbstbezug baut zwar ontologisch auf der numerischen Identität der Pflanze auf, verleiht ihr aber zugleich eine Form von Individualität, die sich in ihren Lebensäußerungen oder -tätigkeiten manifestiert. In gesteigerter Form lässt sich dasselbe auch bei höher entwickelten Tieren beobachten, die in ihrem Selbstbezug äußerst differenziert auf ihre Umwelt reagieren und durch die eigene Erfahrung in ihrem Verhalten geprägt werden. An Tieren wird somit deutlich, dass sich verschiedene Individuen derselben Art in ähnlichen Situationen sehr unterschiedlich verhalten können, so dass diese nicht einfach nur verschiedene Instanzen ein und desselben Allgemeinen sind. Im Bereich des Lebendigen finden wir also bereits eine rudimentäre Form von Individualität.

---

<sup>4</sup> *STh* Ia, q. 13. a. 9 in c.

<sup>5</sup> Vgl. *DA* II.4, 415b13.

Rudimentär ist die Individualität von Tieren insofern, als trotz des Selbstbezugs und aller darauf aufbauenden Erfahrung die Tätigkeiten des einzelnen Tiers doch stets noch Ausdruck einer allgemeinen Artnatur sind. Auch der individuelle Erfahrungs- und Lernprozess bewegt sich hier in den Bahnen, die von der jeweiligen Art vorgegeben und durch Faktoren der art-spezifischen Umwelt bestimmt sind. Jedes Tier vollzieht seine Tätigkeiten letztlich auf der Grundlage des spezifischen Inventars von Instinkten, aus denen es nicht ausbrechen kann. Diese Beschränkung entfällt im Fall des Menschen, der deshalb Individualität in einem höheren Sinn besitzt. Thomas von Aquin sieht hierin sogar den Kern der Personalität. Der Mensch verfügt zwar wie andere Lebewesen über eine biologische Natur mit entsprechenden Instinkten und Neigungen. Insofern er aber auch ein vernunftbegabtes Wesen ist, transzendiert er diese Natur zugleich. Die Vernunft ermöglicht es nämlich dem Menschen, selbstbestimmt zu handeln und sich so auch frei zu seiner eigenen Artnatur zu verhalten. Die Idee personaler Individualität leitet Thomas direkt aus Boethius' Definition der Person als „individueller Substanz vernunftbegabter Natur“ ab.

„Das Einzelne und Individuelle findet sich in einer noch einmal besonderen und vollkommeneren Weise in den vernunftbegabten Substanzen, die Herrschaft über ihr Tun haben und nicht nur zum Tun angetrieben werden wie die anderen, sondern durch sich tätig sind. Tätigkeiten aber kommen den Einzeldingen zu. Deshalb haben unter den übrigen Substanzen jene Einzeldinge, die eine Vernunftnatur haben, auch einen besonderen Namen; sie heißen ‚Person‘.“<sup>6</sup>

Auch Menschen sind biologische Wesen, können sich aber aufgrund ihrer Vernunft zu ihrer Natur verhalten. „Sie *sind* nicht einfach ihre Natur, ihre Natur ist etwas, das sie haben,“ schreibt etwa Robert Spaemann.<sup>7</sup> Das wird deutlich, sobald sich Personen gegen ihre eigenen natürlichen Antriebe wenden, wie im Hungerstreik oder in der Entscheidung für ein zölibatäres Leben. In solchen Handlungen werden Aspekte der eigenen Natur bewusst negiert, um andere Ziele zu erreichen, die von der betreffenden Person als wichtiger erachtet werden. Der Mensch ist durch seine biologische Natur mithin nicht in der gleichen Weise festgelegt wie andere, nicht-vernünftige Lebewesen. Thomas drückt diesen Punkt dadurch aus, dass er sagt, Personen hätten die „Herrschaft über ihr Tun“ (*dominium sui actus*).

---

<sup>6</sup> *STh* Ia, q. 29 a. 1 in c.

<sup>7</sup> Spaemann 1996, S. 40.

Im Handeln zeigt sich deshalb die Individualität von Personen in einer ausgezeichneten Weise, denn Handlungen sind Ausdruck der jeweils eigenen Entscheidung. Erfahrungen, Sozialisation, Veranlagung usw. haben zwar einen Einfluss auf unser Handeln und können den faktischen Handlungsspielraum des Einzelnen massiv einschränken. Diese Faktoren heben aber den Kern der menschlichen Freiheit – den schon Aristoteles im vernünftigen Strebevermögen des Menschen verortet<sup>8</sup> – keineswegs auf. Die Idee personaler Individualität fordert nicht, dass sich Menschen vollkommen frei von äußeren und inneren Faktoren, allein aus sich selbst heraus bestimmen müssen. Streng genommen gleichen alle unsere Handlungen strukturell vielmehr dem von Aristoteles angeführten Beispiel des Händlers, der in Seenot seine Waren über Bord wirft, um sich selbst zu retten: Sie sind „gemischt, gleichen aber eher den freiwilligen. Denn im Augenblick, in dem sie ausgeführt werden, entscheidet man sich für sie. Das Ziel der Handlung wird aber von der Situation bestimmt.“<sup>9</sup> Freiheit in diesem bedingten Sinne ist das ontologische Fundament personaler Individualität.

Wir gewinnen so ein Verständnis personaler Individualität, ohne diese auf bestimmte Eigenschaften zu reduzieren. Die Individualität einer Person entspringt ihrer Freiheit und findet im Handeln ihren originären Ausdruck. Sie hat damit zugleich eine geschichtliche Dimension, denn unser Handeln ist wesentlich zeitlich strukturiert. Nicht nur werden Handlungen immer im Lichte längerfristiger Ziele ausgeführt und gliedern sich somit in größere Projekte oder sogar umfassende Lebensentwürfe ein. Die Handlungen einer Person bestimmen auch ihre zukünftigen Handlungsoptionen, insofern die Person bestimmte Lebenswege einschlägt und damit andere ausschließt. Weil Handlungen nie isoliert für sich stehen, sondern in diesem doppelten Sinne über sich hinaus weisen, wird die Individualität einer Person am umfassendsten schließlich in ihrer Biographie greifbar, d. h. im Rückblick auf den Handlungsverlauf ihres Lebens im Ganzen. Dieser Zusammenhang von Individualität, Handeln und Geschichtlichkeit ist für die Frage, welche Rolle Individualität in der Liebe spielt, von zentraler Bedeutung. Von ihm aus lässt sich nämlich klären, ob vielleicht doch ein Zusammenhang zwischen der Individualität einer Person und der Attraktivität ihrer liebenswerten Eigenschaften besteht.

---

<sup>8</sup> Vgl. Tegtmeier 2019.

<sup>9</sup> NE III.1, 1010a11–14 (leicht geändert, F. H.).

#### 4 Individualität in der Liebe

Das soeben umrissene Verständnis personaler Individualität erlaubt, danach zu fragen, welche Rolle Individualität in der Liebe spielt und wie sie sich ferner zu den liebenswerten Eigenschaften von Personen verhält. An dieser Stelle ist eine Annahme zu korrigieren, die bereits der Formulierung unseres Problems im ersten Abschnitt zugrunde lag und dieser ihre dilemmatische Form verliehen hat. Oft werden zwei Auffassungen zwischenmenschlicher Liebe einander scharf entgegengestellt – einerseits die Auffassung, dass sich Liebe an den liebenswerten Eigenschaften des anderen orientiert und somit für Gründe zugänglich ist, andererseits die Auffassung, dass Liebe ganz auf den anderen in seiner Individualität geht, ihn also gerade nicht als Träger allgemeiner Eigenschaften meint. Dieser Gegensatz erweist sich bei näherer Betrachtung aber als irreführend.

Eigenschaften, die wir in erster Linie als liebenswert ansehen, haben in der Mehrzahl der Fälle eine individuelle Gestalt. Zuallererst ist es, wie Aristoteles bemerkt, nicht beliebig, welche Eigenschaften eine Person attraktiv oder liebenswert machen. „Denn offenbar wird“, schreibt er, „nicht alles geliebt, sondern nur das Liebenswerte, und dieses scheint gut oder angenehm oder nützlich zu sein.“<sup>10</sup> Die Gründe der Liebe können insgesamt unterschiedlich sein, beziehen sich aber stets auf Eigenschaften des anderen, die wir in der einen oder anderen Hinsicht als gut bewerten. Humor, ein schönes Gesicht oder auch Aufrichtigkeit und Integrität sind solche Eigenschaften, die ihren Besitzer mithin attraktiv oder liebenswert machen. Eigenschaften, die wir als schlecht bewerten, rufen hingegen in uns keine Liebe hervor, sondern eher gegenläufige Emotionen wie Abneigung, Hass oder Mitleid. Freilich lieben wir Personen auch mit schlechten Eigenschaften, aber wir tun dies meist *trotz*, nicht *wegen* dieser Eigenschaften. Das Schlechte als Schlechtes ist nicht attraktiv. Liebe ist folglich, wie Aristoteles betont, grundlegend am Guten orientiert.

Auch wenn die Gründe der Liebe letztlich vielfältig sind, so gibt es doch eine Gruppe von Eigenschaften, auf deren Grundlage eine tiefgehende und stabile Liebesbeziehung erwachsen kann. Wird eine Person ausschließlich wegen Eigenschaften geliebt, die für den Liebenden nützlichen oder angenehmen sind, bleibt die Liebe oberflächlich. Sie bezieht sich dann nämlich

---

<sup>10</sup> NE VIII.2, 1155b18 f.

mehr auf den Liebenden selbst als auf den Geliebten. „Wer um des Nutzens willen liebt,“ so Aristoteles, „tut es um seines Gewinns willen, und wer um der Lust willen, tut es um seiner eigenen Lust willen, und nicht sofern der Geliebte ist, was er ist, sondern nur soweit er nützlich oder angenehm ist.“<sup>11</sup> Solche Liebesbeziehungen erwiesen sich auch als instabil, weil die Liebe hier davon abhängt, dass der andere gerade jene Eigenschaften besitze, die zu den subjektiven Wünschen und Zielen des Liebenden passten. Ein solches zufälliges Zusammenstimmen sei fragil. Aristoteles folgert hieraus, dass eine tiefgehende und dauerhafte Liebe nur auf der Grundlage guter Charaktereigenschaften, d. h. Tugenden, erwachsen könne. Denn zum einen würden wir an Eigenschaften wie Humor, Mut oder Klugheit uneigennützig Gefallen finden, zum anderen könnten sich Charaktereigenschaften bei Erwachsenen auch nicht mehr so stark wandeln.<sup>12</sup>

Gerade für Charaktereigenschaften erweist sich aber der Gegensatz von Individualität und liebenswerten Eigenschaften als verfehlt. Der Charakter einer Person hat wesentlich ein individuelles Moment, von dem auch in der Liebe nicht abstrahiert wird. Freilich lassen sich Charakterzüge verallgemeinern und kategorisieren, so dass wir Personen in Bezug auf sie miteinander vergleichen können. Wir können allgemein von z. B. Mut, Humor oder Aufrichtigkeit sprechen. Mit solchen Begriffen erfassen wir aber nur einen Teil des Charakterzugs, wie er sich phänomenal bei einer Person zeigt. Dass sich konkrete Eigenschaften nicht vollständig auf allgemeine Begriffe zurückführen lassen, liegt ontologisch gesehen daran, dass Akzidentien oder Eigenschaften generell dem Bereich des Einzelnen angehören. Bei Aristoteles heißt es, sie seien „in einem Subjekt, ohne von einem Subjekt ausgesagt zu werden“.<sup>13</sup> Sie können gerade deshalb nicht von ihrem Träger ausgesagt werden, weil sie nichts Allgemeines sind. Die konkreten Vorkommnisse einer Eigenschaft sind somit vom Begriff dieser Eigenschaft zu unterscheiden.<sup>14</sup> Die rote Farbe einer Rosenblüte z. B. ist vom Rot jeder anderen Rose mindestens numerisch verschieden.

---

<sup>11</sup> Ebd. VIII.3, 1156a14 ff.

<sup>12</sup> Vgl. ebd. VIII.4.

<sup>13</sup> *Kat.* 2, 1a23 f.

<sup>14</sup> Die Frage, ob Aristoteles selbst Eigenschaften als singuläre Entitäten betrachtet, wird in der Forschung lebhaft diskutiert. Für eine Kritik meiner Interpretation vgl. Owen 1965, zu ihrer Verteidigung vgl. Wedin 1993.

Auch Charaktereigenschaften sind in diesem Sinne etwas Einzelnes. Sie haben überdies aber eine genuin individuelle Gestalt, was sich dem Umstand verdankt, dass sie von ihren Besitzern aktiv angeeignet worden sind. Tugenden sind – im Unterschied etwa zu Talenten – erworbene, keine angeborenen Eigenschaften: Moralische Tugenden wie Mut oder Besonnenheit bilden wir durch wiederholtes Handeln und Gewohnheit aus, intellektuelle Tugenden wie Klugheit oder Wissen dagegen durch Erfahrung oder Studium.<sup>15</sup> Einer jeden solchen Charaktereigenschaft liegt somit die freie Tätigkeit der betreffenden Person zugrunde, weshalb es auch nicht verwunderlich ist, dass die konkrete Gestalt dieser Eigenschaften individuell sehr verschieden sein kann. Die Weisheit des Sokrates und die des Konfuzius z. B. fallen vielleicht unter denselben Begriff, unterscheiden sich im Einzelnen jedoch deutlich voneinander, wie jeder Leser der entsprechenden Texte bestätigen wird. Personen sind folglich nie einfach austauschbare Träger allgemeiner Charakterzüge. Im Gegenteil, in den einzelnen Charaktereigenschaften zeigt sich immer auch die betreffende Person in ihrer Individualität.

Wenn wir den allzu scharfen Gegensatz zwischen Individualität einerseits und liebenswerten Eigenschaften andererseits zurückweisen, wird der Weg dafür frei, die Rolle der Individualität von Personen in der Liebe verständlich zu machen. Die Einsicht, dass Charaktereigenschaften eine individuelle Gestalt haben, macht es möglich zu behaupten, dass sich die Liebe auf die andere Person als solche richtet, und zugleich daran festzuhalten, dass liebenswerte Eigenschaften als Gründe dieser Liebe fungieren. In der *Rhetorik* macht Aristoteles eine Unterscheidung, die dabei helfen kann, beide Gedanken zusammenzubringen. An Affekten oder Emotionen können ihm zufolge drei Aspekte unterschieden werden: erstens die psychische Verfassung, in der man sich durch den Affekt befindet (*pōs diakeisthai*), zweitens das intentionale Objekt des Affekts (*tisin*) und drittens das, was den Affekt jeweils hervorruft (*epi poiōis*).<sup>16</sup> Furcht z. B. ist nicht bloß ein bestimmtes Gefühl der Unruhe, sondern bezieht sich intentional auf etwas, das der betreffenden Person aus dem einen oder anderen Grund als bedrohlich erscheint. Analog können wir auch bei der Liebe zum einen fragen, was wir lieben, und zum anderen, warum wir es lieben – d. h. wir unterscheiden zwischen dem *Objekt* und dem *Grund* der Liebe. Dies zeigt schon, dass wir nicht einfach

<sup>15</sup> Vgl. *NE* II.1.

<sup>16</sup> Vgl. *Rhet.* II.1, 1378a23–25.

bloß Eigenschaften lieben, sondern eine bestimmte Person *wegen* ihrer Eigenschaften. Welche Rolle spielt dabei aber nun genau die Individualität der geliebten Person?

Liebe entsteht nicht plötzlich, sondern entwickelt sich und wächst mit der Zeit. Aristoteles macht das klar, indem er begrifflich zwischen dem Gefühl der Zuneigung (*philēsis*), welches durchaus auch unvermittelt auftreten kann, und der Freundschaft oder Liebe (*philia*) unterscheidet, für die es „Zeit und Gewöhnung“ braucht. Echte Liebe, so meint Aristoteles, könne es nicht geben, bevor nicht „jeder dem andern sich zuverlässig als liebenswert erwiesen“ habe.<sup>17</sup> Es gibt demnach eine Entwicklungsdimension des Liebens. Die Individualität einer anderen Person ist aber nichts, das wir unmittelbar erfassen können, so dass sie schon deshalb nicht Ausgangspunkt und Grund der Liebe sein kann. Was wir zunächst an anderen Personen wahrnehmen, sind bestimmte Eigenschaften, die sich in ihrem Reden und Handeln zeigen und im Lichte derer wir Zuneigung zu ihnen empfinden können. Die andere Person ist aber, wie herausgestellt wurde, in diesen Fällen nie ein neutraler Träger solcher Eigenschaften. Vielmehr wird sie durch diese Eigenschaften hindurch in ihrer Individualität greifbar.

Schon in der anfänglichen Zuneigung kommt so beides zusammen: Grund der Zuneigung sind die liebenswerten Eigenschaften der Person, ihr Objekt aber ist die Person als solche. Wirklich erfassen können wir den anderen in seiner Individualität freilich erst, wenn sich aus bloßer Zuneigung eine Beziehung echter Liebe entwickelt. Der vermeintliche Gegensatz zwischen Individualität und liebenswerten Eigenschaften löst sich so mit Blick auf die Entwicklungsdimension der Liebe auf. Damit ist nicht gemeint, dass die Liebe zuerst nur auf die Eigenschaften des anderen geht, um sich später auf ihn selbst in seiner Individualität zu richten. Die Liebe wechselt hier nicht ihr Objekt. Sie richtet sich stets auf die andere Person als solche, auch in ihren liebenswerten Eigenschaften, nur dringt sie erst mit der Zeit immer mehr zur Person in ihrer Individualität durch. In diesem Sinne heißt es bei Josef Pieper,

„daß die Liebe sich, bei ihrem allerersten Schritt, an dem Sosein des Geliebten entzündet, also doch an Qualitäten [...] – um dann, wenn sie wirklich Liebe geworden ist, vorzudringen zum Kern der Person, die hinter diesen Eigenschaften steht und sie trägt“.<sup>18</sup>

---

<sup>17</sup> NE VIII.4, 1156b25–29.

<sup>18</sup> Pieper 2006, S. 350.

Wie die Individualität des anderen in der gewachsenen Liebe erfasst wird, ergibt sich aus ihrem Beziehungscharakter. Aristoteles nennt den Freund ein „anderes Selbst“ (*allos autos*) und hat dabei zunächst Ähnlichkeiten im Blick, die zwischen unserem Selbstverhältnis und unserem Verhalten gegenüber Freunden bestehen. So wünschen und tun wir z. B. unseren Freunden Gutes, wie wir auch uns selbst jeweils Gutes wünschen und danach streben. Ebenso nehmen wir am Schicksal der Menschen Anteil, die wir lieben, so als beträfe es uns selbst; wir freuen uns über ihr Wohlergehen und trauern, wenn ihnen Schlechtes widerfährt.<sup>19</sup> In der Literatur werden diese Phänomene oft auf eine Ähnlichkeit der betreffenden Personen zurückgeführt – sei es in Bezug auf bestimmte Fähigkeiten oder in Bezug auf Eigenschaften, die Freunde jeweils miteinander teilen.<sup>20</sup> Der Freund oder Geliebte sei, so der Gedanke, insofern ein „anderes Selbst“, als uns dieselben Gründe dazu veranlassten, ihn zu lieben, aus denen wir auch uns selbst liebten. Eine solche Interpretation hat aber das Problem, dass derartige Ähnlichkeiten nicht nur zwischen Person bestehen, die einander lieben. Dieselben liebenswerten Eigenschaften oder Fähigkeiten finden sich auch bei Personen, die einander nie begegnet sind und also im aristotelischen Sinne kein „anderes Selbst“ füreinander sein können.

Ein bessere Lesart liefert uns Nancy Sherman, die die Rede vom Geliebten als „anderem Selbst“ über die Idee der Identifikation erläutert. Sherman zufolge verhielten sich Freunde in derselben Weise zueinander wie zu sich selbst, weil sie sich miteinander identifizierten: „Individuals come to identify with one another, such that even where activities are not joint, or ends not shared, one individual's happiness affects the happiness of the other.“<sup>21</sup> Damit geht die Liebe über bloße Zuneigung hinaus. Wenn wir eine andere Person lieben, wird sie gewissermaßen zu einem Teil des eigenen Lebens – ihr Wohlergehen trägt zu dem unsrigen bei und ihr Unglück macht auch uns unglücklich. Zur Liebe gehört so das Ziel eines gemeinsamen Lebens; sie nimmt die Gestalt einer Beziehung an.<sup>22</sup> All das macht deutlich, warum Liebe Zeit und Umgang der Liebenden miteinander erfordert. Die Identifikation mit der anderen Person, die wir in der Liebe vollziehen, kann weder

<sup>19</sup> Vgl. *NE IX.4*, 1166a2–10.

<sup>20</sup> Vgl. Kahn 1981, S. 34–39; Irwin 1988, S. 396; Schollmeier 1994, S. 28 f. und Stern-Gillet 1995, S. 39.

<sup>21</sup> Sherman 1987, S. 599.

<sup>22</sup> Vgl. *NE VIII.6*, 1157b19.

durch einen spontanen Entschluss herbeigeführt werden, noch ist sie etwas, das Personen einfach widerfährt. Sie setzt vielmehr eine Gewöhnung und Vertrautheit miteinander voraus.

In der gewachsenen Liebe kommt der andere in seiner Individualität mehr zum Vorschein. Individualität hat, wie oben gezeigt wurde, wesentlich eine geschichtliche Dimension, insofern sie sich in den Handlungen und Entscheidungen einer Person manifestiert. Wenn sich Liebende miteinander identifizieren, gemeinsame Ziele verfolgen und in der einen oder anderen Form zusammenleben, entwickeln sie eine gemeinsame Geschichte, in der der jeweils andere durch sein Handeln und Denken hindurch immer tiefer erfahren wird. Solch eine Liebesbeziehung erlaubt es, die andere Person in ihrer Individualität kennen und lieben zu lernen. Auch wenn sich also die Liebe immer schon durch die liebenswerten Eigenschaften des anderen hindurch auf diesen selbst richtet, wird er in seiner Individualität erst mit der Zeit für den Liebenden wirklich erfassbar.

## 5 Die Unersetzbarkeit geliebter Personen

Wie die Individualität einer Person erst in Liebesbeziehungen ganz erfasst wird, ist auch die Unersetzbarkeit geliebter Personen ein Phänomen, das für die gewachsene Liebe spezifisch ist. In den Vorüberlegungen zu diesem Phänomen wurde gezeigt, dass auch Gegenstände – freilich in einer vermittelten Weise – unersetzbar erscheinen können, wenn sie in der Erinnerung auf bedeutsame Weise mit dem eigenen Leben oder dem Leben einer geliebten Person verbunden sind. Dabei zeichnete sich ab, dass diese Form von Unersetzbarkeit wesentlich eine geschichtliche Dimension hat. Diese erklärt sich nun daraus, dass Unersetzbarkeit in letzter Instanz in der Individualität von Personen gründet, welche selbst wesentlich geschichtlich ist. Abschließend bleibt aber noch zu erläutern, wie genau Unersetzbarkeit, Individualität und Geschichtlichkeit zusammenhängen.

In jüngerer Zeit hat Niko Kolodny die sogenannte Beziehungstheorie der Liebe (*relationship theory*) vorgelegt, in der das Phänomen der Unersetzbarkeit geliebter Personen eine zentrale Rolle spielt. Kolodny wendet sich mit dieser Theorie gegen Ansätze, die bestimmte Eigenschaften von Personen als Gründe der Liebe behaupten. Ansätze dieser Art scheiterten daran, so lautet seine Kritik, die Beständigkeit von Liebesbeziehungen wie auch die Uner-

setzbarkeit geliebter Personen zu erklären.<sup>23</sup> Zwar räumt Kolodny ein, dass oftmals die Attraktivität von Eigenschaften die initiale Motivation liefere, um eine Beziehung mit anderen Personen einzugehen. Sobald es aber darum gehe, diese Beziehung zu erhalten und zu pflegen, seien nicht mehr liebenswerte Eigenschaften, sondern die Beziehung selbst und ihre Geschichte der entscheidende Grund. „[O]ne’s reason for loving a person is one’s relationship to her: the ongoing history that one shares with her.“<sup>24</sup> Mit dieser These gewinnt Kolodny zugleich eine Erklärung der Unersetzbarkeit geliebter Personen. Die Geschichte einer Beziehung lässt sich nämlich nicht von den konkreten Personen trennen, die diese Beziehung konstituieren. Wenn die gemeinsame Geschichte der Grund dafür ist, warum wir die andere Person lieben, dann lässt sie sich nicht gegen jemand anderen austauschen – ganz gleich welche attraktiven Eigenschaften dieser auch haben mag. Kolodny führt somit das Phänomen der Unersetzbarkeit auf die Geschichtlichkeit von Liebesbeziehungen zurück, während die Attraktivität liebenswerter Eigenschaften für ihn höchstens am Beginn einer Beziehung von Bedeutung ist. Die Idee personaler Individualität spielt in seiner Theorie hingegen keine nennenswerte Rolle.<sup>25</sup>

Kolodnys Erklärung der Unersetzbarkeit geliebter Personen anhand der Geschichtlichkeit von Liebesbeziehungen birgt jedoch ein grundsätzliches Problem. Die Behauptung, die Beziehung selbst sei sowohl Grund als auch primärer Fokus der Liebe, hat nämlich zur Konsequenz, dass der andere gerade nicht an sich, sondern nur *als Teil der Beziehung bzw. der gemeinsamen Geschichte* geliebt wird.<sup>26</sup> Das ist zwar, wie Kolodny selbst betont, kein instrumentelles Verhältnis, aber doch ein wesentlich vermitteltes.<sup>27</sup> Der andere wird nicht wirklich um seiner selbst willen geliebt, sondern wegen der Zeit, die er in einer Beziehung mit dem Liebenden verbracht hat. Die Geschichte, die Personen in einer Beziehung miteinander teilen, ist aber letztlich ein begrenzter Ausschnitt des je eigenen Lebens. In Kolodnys Theorie spielt etwa das, was jemand vor Beginn oder auch außerhalb der Beziehung getan hat, für die Liebe keine maßgebliche Rolle. Die Liebe dringt hier zur anderen

---

<sup>23</sup> Vgl. Kolodny 2003, S. 138–142.

<sup>24</sup> Ebd., S. 136.

<sup>25</sup> Vgl. ebd., S. 171 f.

<sup>26</sup> Vgl. ebd., S. 154.

<sup>27</sup> Vgl. ebd., S. 156.

Person in ihrer Individualität gar nicht vor; geliebt wird man jeweils nur als Teil einer bereits vertrauten Beziehungsumgebung.

Wir sollten nicht wie Kolodny die Beziehung selbst und ihre Geschichte als Grund der Liebe ansetzen, um das Phänomen der Unersetzbarkeit zu erklären. Wenn die andere Person als solche und um ihrer selbst willen geliebt wird, dann muss sie gerade in ihrer Individualität das Objekt der Liebe sein. Das ist durchaus vereinbar mit der Intuition, dass liebenswerte Eigenschaften des anderen als Grund der Liebe fungieren. Wie gezeigt wurde, haben gerade Charaktereigenschaften wesentlich eine individuelle Gestalt und verweisen darin auf die Person, welche sich diese Eigenschaften angeeignet hat. Unersetzbar sind geliebte Personen also nicht nur als Teil einer historisch gewachsenen Beziehung. Die Unersetzbarkeit ergibt sich vielmehr daraus, dass sich Liebe immer schon durch die liebenswerten Eigenschaften des anderen hindurch auf ihn selbst richtet und letztlich zu einer Identifikation mit ihm führt. Die Geschichtlichkeit der Beziehung spielt nur insofern eine Rolle, als das Zusammenleben in einer Beziehung es möglich macht, den anderen in seiner Individualität kennenzulernen. Anders als Kolodny meint, gründet die Unersetzbarkeit geliebter Personen also nicht in der gemeinsamen Geschichte, die Liebende miteinander teilen, sondern in der Identifikation mit der geliebten Person in ihrer Individualität, welche ein zentraler Bestandteil zwischenmenschlicher Liebe ist.

## **6 Konklusion**

Das Phänomen der Unersetzbarkeit geliebter Personen schien zu Beginn ein Problem für Konzeptionen der Liebe aufzuwerfen, in denen die liebenswerten Eigenschaften einer Person als Gründe der Liebe angesehen werden. Würden wir in der Liebe wirklich auf bestimmte Eigenschaften des anderen antworten, wäre dieser selbst bloß als Träger dieser Eigenschaften gemeint und mithin austauschbar – so das Argument. Das Ergebnis der vorangegangenen Überlegungen ist aber, dass die Spannung zwischen der Unersetzbarkeit geliebter Personen und einer Orientierung der Liebe an liebenswerten Eigenschaften bloß scheinbar ist. Charaktereigenschaften haben selbst eine individuelle Gestalt und lassen dadurch die betreffende Person in ihrer Individualität sichtbar werden. Diesem Befund liegt ein Verständnis personaler Individualität zugrunde, dem zufolge sich die Individualität von Personen dem Umstand verdankt, dass diese die Fähigkeit haben, frei und selbstbe-

stimmt zu handeln. Im Denken und Handeln manifestiert sich so die Person als solche, nicht nur eine allgemeine Artnatur. Das gleiche gilt mithin für Charaktereigenschaften, die durch wiederholtes Handeln oder Lernen angeeignet werden. Eine Liebe, die sich an solchen Eigenschaften entzündet, zielt folglich immer schon auf die jeweilige Person in ihrer Individualität. Wenn aber zur Liebe wesentlich gehört, dass sich die Liebenden miteinander identifizieren, d. h. der andere jeweils zu einem Teil des eigenen Lebens wird, ergibt sich hieraus, dass in der Liebe die geliebte Person in ihrer Individualität für den Liebenden unersetzbar ist.

## Literatur

- Aquin, Thomas von (1961), *Summa Theologiae*, Madrid: Editorial Catolica.
- Aristoteles (1962), *Kategorien / Lehre vom Satz*, übers. von Eugen Rolfes, Hamburg: Felix Meiner.
- (1995a), *Rhetorik*, übers. von Franz G. Sieveke, München: Wilhelm Fink.
  - (1995b), *Über die Seele*, übers. von Horst Seidl und Willy Theiler, Hamburg: Felix Meiner.
  - (2007), *Nikomachische Ethik*, übers. von Olof Gigon, Berlin: de Gruyter.
- Frankfurt, Harry G. (1999), *Necessity, Volition, and Love*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Irwin, Terence (1988), *Aristotle's First Principles*, Oxford: Clarendon.
- Kahn, Charles H. (1981), „Aristotle and Altruism“, in: *Mind* 90, S. 20–40.
- Kolodny, Niko (2003), „Love as Valuing a Relationship“, in: *The Philosophical Review* 112, S. 135–189.
- Nussbaum, Martha C. (2001), *Upheavals of Thought. The Intelligence of Emotions*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Owen, G. E. L. (1965), „Inherence“, in: *Phronesis* 10, S. 97–105.
- Pieper, Josef (2006), „Über die Liebe“, in: *Das Menschenbild der Tugendlehre*, Hamburg: Felix Meiner, S. 296–414.
- Schollmeier, Paul (1994), *Other Selves. Aristotle on Personal and Political Friendship*, Albany: State University of New York Press.
- Sherman, Nancy (1987), „Aristotle on Friendship and the Shared Life“, in: *Philosophy and Phenomenological Research* 47, S. 589–613.

- Spaemann, Robert (1996), *Personen. Versuche über den Unterschied von ‚etwas‘ und ‚jemand‘*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Stern-Gillet, Suzanne (1995), *Aristotle's Philosophy of Friendship*, Albany: State University of New York Press.
- Tegtmeyer, Henning (2019), „Zur Metaphysik des freien Willens bei Aristoteles“, in: *Die ontologischen Grundlagen der aristotelischen Ethik*, hrsg. von Falk Hamann und Peter Heuer, Leipzig: Leipziger Universitäts Verlag, S. 21–33.
- Wedin, Michael V. (1993), „Nonsubstantial Individuals“, in: *Phronesis* 32, S. 137–165.